

AperTO - Archivio Istituzionale Open Access dell'Università di Torino

## Georg Büchner und die post-DDR Literatur.

**This is a pre print version of the following article:**

*Original Citation:*

*Availability:*

This version is available <http://hdl.handle.net/2318/1509441> since 2016-06-20T17:08:04Z

*Publisher:*

Peter Lang

*Terms of use:*

Open Access

Anyone can freely access the full text of works made available as "Open Access". Works made available under a Creative Commons license can be used according to the terms and conditions of said license. Use of all other works requires consent of the right holder (author or publisher) if not exempted from copyright protection by the applicable law.

(Article begins on next page)

## Georg Büchner und die Post-DDR-Literatur

*Gerhard Friedrich (Torino)*

Woraus die Post-DDR-Literatur eigentlich besteht: aus dem in der Geschichte seltenen Überhang an Biografie, dem Leben und Schreiben von Autoren, über das Verschwinden ihres Herkunftslandes, über die historische Zäsur der Vereinigung hinaus, das spiegelt sich auch in ihrem Verhältnis zu Georg Büchner. So sind die Erinnerung des untergegangenen Landes und der eigenen Erfahrungen in ihm, und vor allem die Wahrnehmung von Krise und radikalem Umbruch – jenseits unterschiedlichster politischer und poetologischer Konzepte – der gemeinsame Nenner des Bezugs auf Georg Büchner der meisten mit dem Büchner-Preis ausgezeichneten, aus der gewesenen DDR stammenden Autoren. Man erkennt sich wieder in Büchner als Zeugen einer tiefgreifenden Krise, einer Zeitenwende, und auch als Zweifler an der Möglichkeit bewussten geschichtlichen Handelns.

Zur Reflexion also des hart ins Individuelle schneidenden Geschichtsprozesses zunächst als Lebensproblem und – wenn überhaupt – erst in zweiter Ordnung als eins des eigenen Schreibens fühlen sich die meisten dieser Autoren aufgerufen, wenn sie im zeremoniellen Kontext der Preisverleihung Stellung beziehen zu Georg Büchner. Es ist der Büchner des Fatalismus-Briefs und weniger der Kämpfer, dem sich mehrere Autoren – wie z. B. Wolfgang Hilbig, Reinhard Jirgl und auch Durs Grünbein – nahe fühlen. Nach dem Ende der DDR steht der Bezug auf Büchner, vor allem bei den Jüngeren, häufig im Zeichen einer harschen Kritik utopischen Denkens.

Wolf Biermann hingegen erkennt sich – gemäß der eigenen Biographie – in dem die Staatsgewalt herausfordernden und im Exilanten Büchner wieder: „Georg Büchner, ein Staatsfeind! ein verjagter Umstürzler! ein verreckter Aufrührer! Gefahndet wurde nach ihm. Und er entwischte seinen Häschern mit knapper Not.“<sup>1</sup> In Biermanns Erinnerung an Büchners Lage nach der *Landboten*-Katastrophe scheint seine eigene Biographie und seine Kritik am Überwachungsstaat DDR auf: „Wie es so geht, ein Spitzel war außerdem noch im Spiel. [...] Büchner entkam mit viel Glück. Bei Wissembourg sprang er über die rettende Grenze in das Elend des Exils.“<sup>2</sup> Biermann folgt

---

1 Wolf Biermann: Der grässliche Fatalismus der Geschichte. In: Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar. 3 Bde. Hg. von Dietmar Golt-schnigg. Berlin 2001–2004, Bd. III, 509–515, hier 509.

2 Ebd. 510.

Büchner allerdings nicht in einem der Hauptmotive seines Denkens, wenn er schreibt: „Es sieht allerdings nicht so aus, als ob je aus Hunger irgendeine Freiheit kam.“<sup>3</sup>

Wolfgang Hilbig, Büchnerpreisträger 2002, stellt ebenfalls Autobiographisches in den Mittelpunkt seiner Rede, berichtet vom Mauerbau, dessen verheerenden psychologischen Folgen, klaustrophobischen Ängsten, er erzählt von seiner Isolation im Heizungskeller, dessen Hermetik sein Schreiben ermöglichte und zugleich seinen monologischen Charakter topologisch vorwegnahm. Der Titel der Rede ist: *Literatur ist Monolog*. Die Wende gibt ihm persönliche Freiheit, lässt ihn aber noch eher als vorher, an den Bedingungen literarischer Produktion verzweifeln: „Jetzt, in diesem wiedervereinigten Deutschland? Die Stellung der Literatur ist so vage und diffus, so randständig und auf sich selbst zurückgeworfen, dass kein Mensch mehr daran denkt, sie für irgendeinen Zweck zu gebrauchen oder zu mißbrauchen [...]“<sup>4</sup> Und er fährt fort: „Tatsächlich, der Platz der Literatur ist der Monolog.“<sup>5</sup> Auch Büchner wird ihm zum Zeugen dieser Poetik. „So lebte er hin ... lautet der letzte Satz des Lenz [...]. Was mag ein solcher Satz im Kopf eines Lesers auslösen? Zumindest doch wohl die Frage, auf welche Art er, der Leser, selbst hin lebe. Und schon entsteht der Monolog [...]“<sup>6</sup> – Man möchte hinzufügen: aus Kurzschluss. Hilbig erkennt sich in Büchner wieder, dieses Wiedererkennen ist aber – und ich vermute er würde dem zustimmen – sein Monolog.

Ebenfalls Reinhard Jirgl berichtet zunächst von seinem Leben in einer DDR als Vorort der Hölle.

Ein eiserner Äquator verläuft längs durch Europa, separiert Ost von West. Ich werde hineingeboren in die zugehörigen Rossbreiten, in die Windstille des Landes DDR, ein, könnte Büchner sagen, etwas überzwerges Land mit roter Tapete. Das geeignete Stickluftklima, um aus allem Menschlichen erneut die Exemplare Heuchler und Opportunist, Spitzel und Denunziant aufsprießen zu lassen.<sup>7</sup>

Und weiter: „Der Faschismus-Verdacht degenerierte zum Hauptinstrument für eine politische Verfolgungsjustiz. [...] Einschüchterung, Abducken, Paro-

3 Ebd. 515.

4 Wolfgang Hilbig: *Literatur ist Monolog*. In: Goltschnigg: *Büchner und die Moderne* (wie Anm. 1), Bd. III, 600f., hier 600.

5 Ebd.

6 Ebd. 601.

7 Reinhard Jirgl: *Praemeditatio malorum – Schreiben am mitternächtigen Ort. Dankrede*. <<http://www.deutscheakademie.de>>, 177–187, hier 177 [Abruf 06.04.14].

le: „Aushalten, Durchhalten, Schnauzehalten!“<sup>8</sup> Die für ihn traumatische Erfahrung des Lebens in der DDR bestimmt auch Jirgls Zugang zu Büchner, auf den er in seiner Rede (*Praemeditatio malorum – Schreiben am mitternächtigen Ort*, 2010) recht detailliert eingeht. Jirgl versteht Büchners Schreiben im Sinn der stoischen *praemeditatio malorum*, deren „Höhepunkt in der [geistigen] Einübung des eigenen Todes besteht“.<sup>9</sup> Im Zeichen seiner traumatischen Erfahrung, die im Kern die der Unmöglichkeit zu leben ist – „Innerhalb der Krankheit Leben bildet die zyklische Krise der Mensch“<sup>10</sup> –, reduziert Jirgl Büchners Schreiben auf die schwarze Dialektik des „durch die Nacht zum Licht“-Motivs. Büchner kennt es wohl: „Leiden sei all mein Gewinn“<sup>11</sup> – es ist für ihn allerdings die höchste Form der Verzweiflung und keine Perspektive, denn er verweigerte sich dem Trost der Transzendenz, der in diesem Motiv ursprünglich als Verheißung letztlich enthalten war.

Dicht zusammen schießen in Grünbeins Büchnerpreisrede (*Den Körper zerbrechen*, 1995) die Erinnerung an das untergehende Land, die Erfahrung des epochalen Bruchs, mit seiner Poetik und gleichzeitig seiner Lesweise Büchners als deren Projektionsfläche. Mit einer Vision als erlebter Erinnerung schließt er die Rede:

Als ich am Abend des siebten Oktober 1989 in Berlin, am ersten Tag einer Demonstrationswelle, die das andere Deutschland hinwegspülte, aus der ersten Euphorie erwachte, fand ich mich staunend vor einer ungeheuren Maschine wieder. Auf dem Mittelstreifen einer der typischen Kolossalstraßen der Innenstadt [...] stand da, aus dem Nichts aufgetaucht [...], ein russischer Panzer. [...] Das drohende Fahrzeug, die Maschine der Bürgerkriege, hatte ein uraltes Schlafbedürfnis in mir geweckt. Bis hierher war der Körper gekommen, nun suchte er Ruhe [...]. Er hatte genug von alldem [...], von Friedensplätzen und Todesstreifen, genug von Morgenappell und windschiefen Plattenbauten [...]. Es war der Körper, der sich hier, vor allen Worten, wie in der Anwendung des Kleinkinds, seiner Erschöpfung hingeben wollte [...].<sup>12</sup>

8 Ebd. 177f.

9 Ebd. 185.

10 Ebd. 181.

11 Von Büchner modifizierter Vers aus dem *Lied eines Kranken* von Christian Friedrich Richter (1676–1711). Zuerst veröffentlicht 1714 in Halle. Büchner zitiert ihn sowohl in *Woyzeck*, als auch in *Lenz*. Sein Eingriff betrifft nur ein Wort: das „jetzt“ des Originals wird zu einem „all“ bei Büchner. Damit hebt er den dem „jetzt“ impliziten Verweis auf eine Kompensation der „irdischen“ Leiden im „Jenseits“ auf. Das „all“ ist trostlos, unendlich.

12 Durs Grünbein: *Den Körper zerbrechen*. In: Goltschnigg: *Büchner und die Moderne* (wie Anm. 1), Bd. III, 539–544, hier 543f.

Eine, nach der Alltagslogik, in sich paradoxe Reaktion – „Das drohende Fahrzeug, die Maschine der Bürgerkriege hatte ein uraltes Schlafbedürfnis in mir geweckt“ – lässt das „Ich“ in einen Heilschlaf fallen. In diesem Moment gibt es seine Subjektrolle ab und wird zur Funktion seines Körpers, dem eigentlichen Protagonisten des Geschehens. Das Paradox löst sich auf, geht man, wie Grünbein, davon aus, dass Geschichte, wie auch Sprache und Poesie, in letzter Instanz eine Art von Körperabsonderungen sind. Nicht, weil die Institutionen der DDR ihre Macht verlieren, kann das drohende Fahrzeug zur Ruhestätte werden – das wäre ein eher konventionelles poetisches Bild –, sondern das Ruhebedürfnis des Körpers als magische Kraft lässt das Fahrzeug sein Drohpotential verlieren. Der „Körper“ hatte genug von „der langen sozialistischen Dämmerung, der Lethargie einer ganzen Landschaft“. Wir befinden uns vor einer Art von naturmagischer Begründung der Wende, des Endes der DDR. Georg Büchner ist Grünbeins Gewährsmann für diese Lesart der Geschichte. „Was ihm [Büchner] gelang, war nichts Geringeres als eine vollständige Transformation: Physiologie aufgegangen in Dichtung.“<sup>13</sup> Und weiter: „Hier ist ein Dichter, der seine Prinzipien der Physiologie abgewinnt wie andere vor ihm der Religion oder der Ethik.“<sup>14</sup> Es ist allerdings Grünbeins Poetik des Körpers, wie sie in seiner *Schädelbasislektion* vorliegt, die er in Büchners Texte projiziert. Was Grünbein hier im Sinn hat, ist eine unmittelbare Sprache des Körpers, die direkte Übersetzung von physiologischen Abläufen in die Symbolebene poetischen Sprechens. Das liefe letztlich hinaus auf das Paradox eines nicht-kommunikativen, verdinglichten Sprechens und von Zeichenunmittelbarkeit. Um dieses Endstadium, um eine Poesie des schon eingetretenen Todes des Subjektes geht es Büchner gerade nicht. Es ist für ihn nicht einfach „die Physiologie“, die sich „in Poesie verwandelt“, sondern die an einem Zustand der Insuffizienz – vor allem Hunger – leidende Physiologie, es ist nicht einfach der Körper, sondern der das Subjekt durch seine Hinfälligkeit kompromittierende Körper, der in einem Grenzbereich der Artikulationsmöglichkeit zur Sprache kommt, aber nicht unmittelbar, wie Grünbein meint, sondern im Leiden und Überlebenskampf des Subjektes. Was Grünbein letztlich übersieht, ist, dass Büchners Natur, sein Daseinsbegriff, in sich ethisch strukturiert ist, er *de facto* also durchaus nicht Physiologie und Ethik entgegensetzt, wobei er seine ethische Norm – das Sein-Sollen der Selbsterhaltungsfähigkeit der Individuen – in seiner „Probevorlesung“ *Über Schädelnerven* als Grundgesetz des Seins, als ontologischen Tatbestand beschreibt:

---

13 Ebd. 539.

14 Ebd. 541.

Alles was ist, ist um seiner selbst willen da. [...] so wird für die philosophische Methode das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht, sondern es wird die Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit [...].<sup>15</sup>

Was diese Norm verletzt, sind Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse. Letztlich werden diese – im Leiden der Körper – zur Sprache gebracht. Büchner wie auch die Epochenwende von 1989 werden in Grünbeins Rede zur Projektionsfläche seines totalisierenden Körperkonzepts. Der Wende wird damit der Anschein von unvermeidlicher Naturhaftigkeit gegeben und Büchner erscheint als Gewährsmann sowohl dieser Naturalisierung einer Geschichte ohne Subjekte, als auch von Grünbeins Poetik aus dem Innenraum des Körpers. Für beide gibt es tatsächlich Anhaltspunkte in Büchners Werk. Es ist dies allerdings nur das eine Leitmotiv seines Denkens. Ihm steht ein anderes entgegen, das Grünbein nicht wahrnimmt: seine universelle, wohl auch noch an der pantheistischen All-Liebe des Sturm und Drang geschulte Empathie: „Man muss die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen, es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein [...].“<sup>16</sup>

„Volker Braun und Georg Büchner“, beginnt Gustav Seibt seine Laudatio auf Volker Braun zum Büchnerpreis 2000, „das sind zwei Namen, die seit dem ersten Auftreten Brauns so oft zusammen genannt wurden, dass sich schon bald die Formel verbreiten konnte, Braun sei der Büchner seines kleinen Landes.“<sup>17</sup> Was Seibt hier als Bonmot formuliert hat, trifft den Tatbestand einer Kontinuität der Bezugnahme Brauns auf Büchner seit Beginn der 1970er Jahre bis in die Gegenwart, sowohl in seinen konzeptionellen Überlegungen zu Politik und Geschichte als auch im intertextuellen Dialog. Es ist dies also eine Kontinuität, die über die Wende hinweggeht und sowohl den DDR- als auch den Post-DDR-Autor Braun kennzeichnet. Sie betrifft allerdings den Büchnerbezug als solchen; im Modus in dem er sich vollzieht, macht sich die Wende dann geltend. In den 1970er Jahren erschien Büchner Braun vor allem als Zeitgenosse; er betonte dessen Aktualität für die – auch gewaltsame – Umwälzung versteinelter Machtverhältnisse in der DDR. „Büchners Briefe lesend, muss man sich mitunter mit Gewalt erinnern, dass es nicht die eines Zeitgenossen sind. Er griff nicht nur über den Horizont der

15 Georg Büchner: Über Schädelnerven. Probevorlesung. In: Ders.: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente. 2 Bde. Hg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann. Frankfurt a. M. 1999, Bd. II, 157–169, hier 158.

16 G. Büchner: Lenz. Studienausgabe. Hg. von Hubert Gersch. Stuttgart 1998, 14f.

17 Gustav Seibt: Das Wirklichgelungene. Laudatio auf Volker Braun zum Büchner-Preis 2000. In: Volker Braun: Die Verhältnisse zerbrechen. Frankfurt a. M. 2000, 7.

bürgerlichen Revolution hinaus: auch an schönen Punkten über den Horizont der sozialistischen.<sup>18</sup> Andrea Geier beobachtet dazu in ihrem Beitrag im Georg Büchner Jahrbuch (2012):

Der ungeschönte Blick auf die Gegenwart verweist auf Versprechen der sozialistischen Utopie auf Gleichheit und Gerechtigkeit, die bis dahin auch im real existierenden Sozialismus uneingelöst geblieben seien. Hierfür inszeniert Braun eine Zeitgenossenschaft zu Büchner, die sich in direkten Anschlüssen sehr plakativ ausstellt.<sup>19</sup>

Das Gedicht *Das Eigentum* erschien am 5. August 1990 auf der Titelseite des „Neuen Deutschland“, also etwas mehr als einen Monat nach dem Beginn der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion und nach der Einführung der D-Mark, mit der das Ende der DDR besiegelt war. Sowohl vom Veröffentlichungszeitpunkt, als auch von seiner Aussage her kann es als eine der ersten Manifestationen des Phänomens Post-DDR-Literatur gelten und sicher als die erste, die sich überdies intertextuell auf Georg Büchner bezieht. Ich werde jetzt nicht auf das ganze Gedicht eingehen – es liegen zahlreiche Interpretationen dazu vor –, sondern das hier signifikant modifizierte Verhältnis Brauns zu Büchner untersuchen. Während Braun bisher den authentischen Büchner unmittelbar in seine Gegenwart versetzte und sich der Produktivität dieser Texte im aktuellen Kontext der DDR sicher war, begegnen wir hier zum ersten Mal einem verfremdeten, auf dem Kopf stehenden Büchnerzitat – „KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN“ –, das Büchner, seinerseits „Guerre aux châteaux! Paix aux chaumières“ aus der französischen Revolution modifizierend, als Motto dem *Hessischen Landboten* vorangestellt hatte. Wieso funktioniert nun der ‚einfache‘ Büchner nicht mehr? Wieso muss er – inmitten der Wende – auf den Kopf gestellt werden? Die erste Antwort wäre: da für Braun nun die Welt auf dem Kopf steht. Braun denunziert so die Umkehrung aller für ihn wesentlichen Normen und Werte. Der Bezug auf Büchner ruft nicht mehr auf – wie vorher in der DDR – zur Revolutionierung der Verhältnisse, ist nicht mehr kämpferisch, sondern er denunziert in der Umkehrung des traditionsreichen und breit akzeptierten revolutionären Mottos eine als grotesk und als eigentlich unstatthaft gewertete Konterrevolution, in der für ihn keine Handlungsoption, keinerlei Verhaltensmöglichkeit mehr besteht. Das sind nicht mehr seine Koordinaten. Das invertierte Büchnerzitat richtet sich nicht mehr – wie vorher – an die Öffentlichkeit der

18 V. Braun: Büchners Briefe. In: Goltschnigg: Büchner und die Moderne (wie Anm. 1), Bd. II, 456.

19 Andrea Geier: Umstrittene Eigentumsverhältnisse. Die Rezeption Büchners im Werk von Volker Braun. In: Georg Büchner Jahrbuch 12 (2009–2012), 319–336, hier 325.

DDR, sondern verhallt in einem anonym gewordenen Geschichtsprozess. Der – im deutschen Sprachraum – allgemein als ‚guter Revolutionär‘ anerkannte Büchner dient Braun – auf den Kopf gestellt – nicht mehr zur Legitimierung revolutionärer Forderungen, sondern der rhetorischen Denunziation einer Gegenrevolution. Was bleibt, ist die ratlose und wiederum rhetorische Frage und Klage „wann sag ich wieder mein und meine alle?“, <sup>20</sup> die Brauns Kollision mit der DDR-Wirklichkeit in den vorangegangenen Jahren zu dementieren scheint. Die Kritik hat das seinerzeit als „furor melancholicus“ <sup>21</sup> gekennzeichnet.

Es ist hinreichend offensichtlich, dass Braun mit dem Titel seiner Rede zur Verleihung des Büchner-Preises 2000, *Die Verhältnisse zerbrechen*, auf Grünbeins fünf Jahre zuvor gehaltene Rede, *Den Körper zerbrechen*, antwortet. Gegenüber Grünbeins, Physiologie gegen Ethik setzenden Kerngedanken, hält Braun damit an seiner Lesart eines trotz allem Fatalismus letztlich doch gesellschaftlich und politisch rasonierenden Büchner fest. Er zitiert zu Beginn seiner Rede den zynischen materialistischen Determinismus Dantons: „Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen worden, es fehlt uns was ... wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns drum die Leiber aufbrechen?“ <sup>22</sup> Braun antwortet darauf:

Der Fehler nämlich, der gemacht wurde, ist verwickelterer Natur, als dass ihn ein Philosoph in Königsberg oder ein Zoologe in Zürich bloßgelegt hätte, keine Fakultät hätte eine solche Obduktion gewagt. Es musste einer *wie zernichtet* sein, in einem *socialen* Experiment, dass ihn mitten in die hessischen Umtriebe stellte. <sup>23</sup>

Was mit dem oder im Körper geschieht, ist nach Braun nicht wirklich zu begreifen, wenn der Körper nicht in und aus den Verhältnissen, in denen er sich befindet, betrachtet und verstanden wird. Der menschliche Körper ist zugleich „Kreatur“ und gesellschaftlich erzeugt. Ihn zu verstehen erfordert die „Untersuchung der Reflexe und Affekte der Kreatur und der Regungen und Zuckungen des großen Leibs der Gattung.“ <sup>24</sup> Hier geht Braun also über den individuellen Körper hinaus und schließt seine Rede mit dem modifizierten Büchner-Zitat: „Es wurde ein Fehler gemacht, wie die Gesellschaft geschaffen worden, und wir machen ihn, indem wir uns in dem Zustand erhalten, es fehlt uns was, das keinen Namen mehr hat, wir werden es nicht aus

20 V. Braun: Das Eigentum. In: Ders.: *La sponda occidentale*. Hg. von Anna Chiarloni und Giorgio Luzzi. Roma 2009, 92.

21 Vgl. hierzu: Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweiterte Neuauflage. Leipzig 1996, 460.

22 Vgl. Braun: *Verhältnisse* (wie Anm. 17), 20.

23 Ebd.

24 Ebd.



den Strukturen herauswählen, wir werden drum die Verhältnisse nicht zerbrechen.“<sup>25</sup> Der Fehler also ist nicht natürlichen, sondern historischen Charakters und „WIR“ – also die Menschen – haben seine Kontinuierung zu verantworten. Daraus folgt freilich, dass „WIR“ – trotz Brauns skeptischer Prognose – prinzipiell dazu in der Lage wären, ihn auch zu beseitigen. Es ist nicht auszuschließen, dass er eben diesen Einwand provozieren wollte. Wieder hat Braun Büchner modifiziert, nun im Sinne seiner Operativität unter den Bedingungen einer hochentfremdeten arbeitsteiligen Gesellschaft, sei sie realsozialistisch oder marktwirtschaftlich-kapitalistisch, in der die „*Möglichkeit des Daseins* [...] nur noch in einer alles Gewesene und Gedachte übersteigenden Alternative“<sup>26</sup> bestehen kann. Büchner wird hier geöffnet für eine Utopie, die Körper und Gesellschaft, Körper und Technik im benjaminschen Sinn einer „sich selbst übertreffenden Wirklichkeit“<sup>27</sup> synthetisiert. „Der metaphysische Materialismus“ – schrieb Benjamin – „lässt sich in den anthropologischen Materialismus, wie die Erfahrung [...] eines Georg Büchner ihn belegt, nicht bruchlos überführen. Es bleibt ein Rest. Auch das Kollektivum ist leibhaft.“<sup>28</sup> Mindestens drei Büchnerzitate in der lyrischen Produktion Brauns aus der Nachwendezeit insistieren auf diesen Übergängen des individuellen Leibs in den Gesellschaftskörper, der Phrase ins Fleisch, der Politik in physische Gewalt sowie auf der subkutanen Verbundenheit der Befriedigung körperlicher und kulturell generierter Bedürfnisse. In dem Gedicht *Die Wende*<sup>29</sup> (1988) zitiert er – auf deutsch – die im Original italienische „Vorrede“ von *Leonce und Lena* „Und der Ruhm?/ Und der Hunger?“<sup>30</sup> Der Text bietet eine Momentaufnahme des Umbruchs – „Dreht sich die Geschichte um/ Für einen Moment/ Entschlossen.“<sup>31</sup> – wobei Braun im Büchnerzitat auf einer Dialektik materieller und ideeller Motive bei letztlichem Primat ersterer insistiert. Im Gedicht *Nach dem Massaker der Illusionen*<sup>32</sup> (1997) zitiert Braun aus *Dantons Tod* „GEHT EINMAL EUREN PHRASEN NACH/ BIS ZU DEM PUNKT WO SIE VERKÖRPERT WERDEN“.<sup>33</sup> Nach dem Tod der Ideologien wird die in letzter Instanz physische Brutalität

---

25 Ebd. 29.

26 Ebd.

27 Walter Benjamin: Der Surrealismus. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II/1. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1977, 295–310, hier 310.

28 Ebd. 309.

29 In: V. Braun: *Die Zickzackbrücke*. Frankfurt a. M. 1992.

30 *Die Wende*. In: Braun: *La sponda occidentale* (wie Anm. 20), 92.

31 Ebd.

32 In: V. Braun: *Lustgarten Preussen*. Frankfurt a. M. 2000.

33 *Nach dem Massaker der Illusionen*. In: Braun: *La sponda occidentale* (wie Anm. 20), 18.

von Machtpolitik und die tödliche Gefahr der Nuklearenergie offenbar. In *Lagerfeld*<sup>34</sup> (1997) noch einmal ein Zitat aus *Dantons Tod*: „MAN ARBEITET HEUT ZU TAGE/ ALLES IN MENSCHENFLEISCH.“<sup>35</sup> Der Raubtiercharakter der Globalisierung, wie auch der westlichen Kultur- und Modeindustrie, wird transparent im Wortspiel Lagerfeld/Feldlager<sup>36</sup> im ersten Vers, offenbart aber erst im Zynismus des Büchnerzitats seine ganze Brutalität. Braun zitiert in den hier erwähnten Gedichten Büchner als prägnanten und drastischen Verweis auf die existenzielle und Gewalt-Dimension auch gegenwärtiger gesellschaftlicher Konflikte. Büchner beglaubigt: In letzter Instanz geht es nach wie vor um Leben oder Tod. Er gilt Braun wieder operativ im Originalton und bleibt so – mit Ausnahme der unmittelbaren Wendeperiode – auch für ihn als Post-DDR-Autor Zeitgenosse.

Ich möchte das noch einmal am Beispiel eines unveröffentlichten, im Winter 2012/13 geschriebenen, mir von Braun freundlicherweise zur Verfügung gestellten Textes, veranschaulichen. Er besteht aus einer im Titel von Goldoni inspirierten Theaterszene: *Die Diener zweier Herren oder Truffaldino in Taranto*. Es geht in dieser kurzen Szene um das Stahlwerk ILVA in Taranto, um die dortige dramatische Alternative: Verpestung der Umwelt oder Zerstörung von Arbeitsplätzen.

Die Staatsanwältin droht dem Werk die Schließung  
Wegen Belastung der Bevölkerung.  
Herzschwäche Atemnot, die Leute sterben Reihenweise.  
Ich ein Leiharbeiter  
Aus dem Fundus von Apulien.  
Der schwarze Ruß ist meine Hundemaske.  
Fresse Emilio Riva aus der Hand.  
Putz dir die Nase, Kerl. Und schnäuz dich.  
Rotz.  
Ziehe ihn hoch.  
Willst du die Luft verschmutzen.  
Die Luft... Herr... verschmutzt mich.  
Musst du sie atmen  
So genüsslich. Schluck sie mit dem Mund.  
Und lasse die Zunge drin,  
schwarz wie sie ist.<sup>37</sup>

34 In: V. Braun: Tumulus. Frankfurt a. M. 1999.

35 *Lagerfeld*. In: Braun: La sponda occidentale (wie Anm. 20), 128.

36 „Lagerfeld/Rom: offene Stadt Ein Feldlager“. Vgl. ebd. 126.

37 V. Braun: *Die Diener zweier Herren oder Truffaldino in Taranto*. Unveröff. Manuskript, vom Autor zur Verfügung gestellt.

Ich denke, das Echo aus *Woyzeck*, konkreter, der Szene „Woyzeck. Der Doktor“, ist deutlich wahrnehmbar: „Ich hab’s gesehen Woyzeck; er hat auf die Straß gepisst, an die Wand gepisst wie ein Hund.“ Der apulische Arbeiter trägt eine Hundemaske und er steht vor seinem Arbeitgeber, Herrn Riva, – wie Woyzeck vor dem Doktor – nicht als Mensch, sondern als dem Tierischen angenähertes Zwitterwesen – würdelos – und als solches behandelt. Büchner hätte heute in Taranto wahrscheinlich einen ähnlichen Text geschrieben. Heiner Müller fürchtete – oder erhoffte? – in seiner Büchnerpreisrede *Die Wunde Woyzeck* (1985) die Wiederkehr des ‚büchnerschen Hundes‘ als „Wolf [...] aus dem Süden“<sup>38</sup> – das wies schon damals weit über die Zeitenwende von 1989 hinaus.

---

38 Heiner Müller: *Die Wunde Woyzeck*. In: Goltschnigg: *Büchner und die Moderne* (wie Anm. 1), Bd. II, 314f., hier 315.